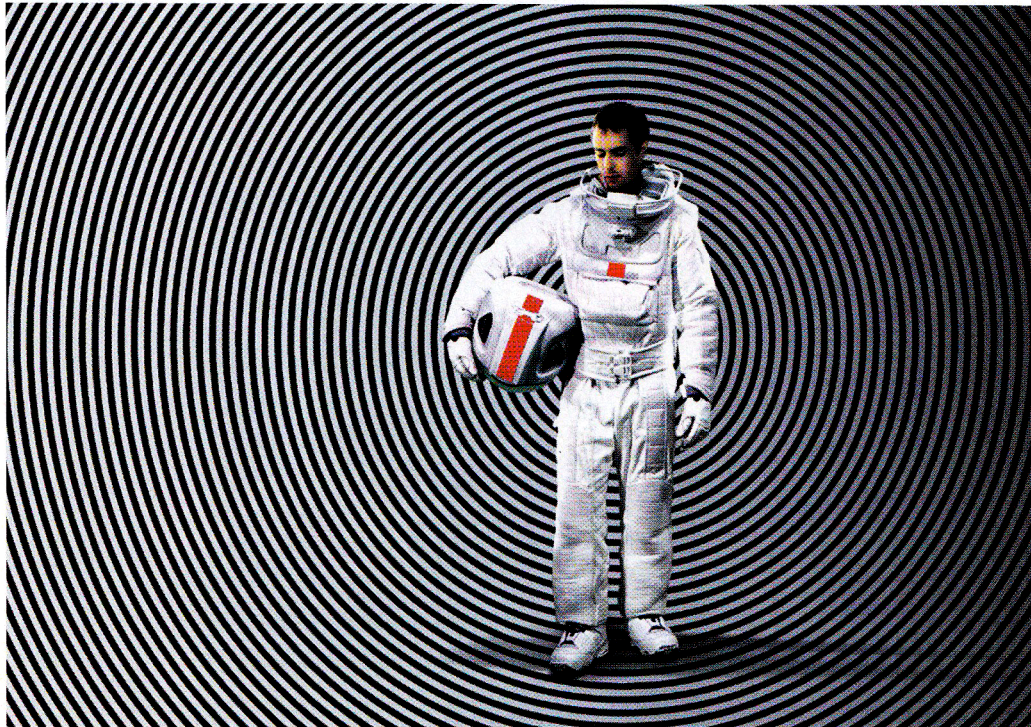


Mann im Mond

Duncan Jones, Filius von David Bowie, drehte einen tollen Science-Fiction-Film. Von Wolfram Knorr



Schreckliche Entdeckung im Echoraum: Sam Rockwell als Astronaut Bell.

Sam Bell (Sam Rockwell) arbeitet für die US-Firma Lunar Industries auf der Mondbasis Selene und überwacht den Abbau des Gases Helium-3, das rund siebenzig Prozent des Energiebedarfs der Erde abdeckt. Seine Arbeit ist Routine, seit drei Jahren. Er freut sich auf die Rückkehr zur Erde in wenigen Wochen. Doch dann geschehen merkwürdige Dinge. Auf einmal begegnet er sich selbst. Schabernack? Einsamkeits-Syndrom? Halluzination, bald Frau und Kind in die Arme schliessen zu können, mit denen er die Jahre nur via Bildschirm kommunizierte? Sein Roboter Gerty, einziger real existierender Gesprächspartner auf dem Mond?

«Moon», der verblüffende Spielfilmerstling von Duncan Jones, Sohn von David Bowie, ist gegen jede kommerzielle Vernunft produziert: Keine Special-Effects-Krawallerie tobt sich hier aus, keine schleimigen Aliens treiben ihr Horror-Unwesen. Hier geht's ziemlich leise zu, und das Figuren-Ensemble ist überschaubar – und gerade deshalb hat der Science-Fiction-Film, der nicht einmal fünf Millionen Dollar kostete und fast ein Einpersonenstück ist, eine betörende, suggestive Überzeugungskraft. Das liegt nicht nur an Stanley Kubricks SF-Klassiker «Space Odyssey», dem Duncan liebevollen Respekt erweist, sondern vor allem auch an der raffinierten Story.

Shakespeares Hamlet fragt, wann das Ich beginnt, und findet heraus, dass durch das Belau-

schen des Selbst Erkenntnis möglich ist. Über sein Ich macht sich Sam Bell lange keine Gedanken. Er hat Video-Kontakte mit seiner Frau, Gespräche mit seinem Computer und sein Fitness-Programm. Aber als er einem verdammt identischen Sam Bell begegnet, will er mehr über sich wissen und beginnt seinem Selbst nachzulauschen. Doch das Belauschen wird zum Echoraum. Er erfährt Unerfreuliches und macht eine schreckliche Entdeckung.

Damit kein falscher Eindruck entsteht: «Moon» ist kein Kunst-Geschwurbel, sondern ein spannendes Spiel über ein Individuum, das auf einmal nicht mehr weiss, was Sein und was Schein ist. Ist Sam einzigartig (wie angenommen) oder doch nur «einer, keiner, hunderttausend» (Luigi Pirandello)? Er entdeckt, dass es ziemlich viele Klone von ihm gibt. Damit mag – zugegeben – einiges verraten sein, aber nicht die hinreissende Pointe, die das Robinson-Crusoe-Abenteuer zur irrwitzigen Spiegellei macht. Crusoe hatte seinen Freitag, Sam Bell hat seinen Computer Gerty. Sam erfährt, dass das Bild, das er von sich hatte, nicht fixiert ist (wie Gerty). Was ihn verzweifeln lässt. Er weiss nicht mehr, ob er in der Wirklichkeit lebt oder in einem Illusionsraum. Duncan Jones erzählt das entspannt und wunderbar beiläufig.

Moon

Regie: Duncan Jones. GB, 2009